

## **Wer braucht ein Opfer? Überlegungen zum Sühnetod Christi**

Man erzählt sich dies und das über Götter: sie seien stark und nichts könnte sie verwunden; sie lebten im unzerstörbarer Seligkeit; sie seien souverän, den Menschen geneigt und öfter noch feindselig gegen sie. Aber was ist bewundernswert an der Stärke der Starken und an der Seligkeit der Unverwundbaren? Das ist der natürliche und erwartbare Lauf der Dinge. Es gibt eine andere Erzählung über Gott. Es wird erzählt, er sei unter der Maske des Mannes aus Nazareth als Verwundbarer durch die Welt gelaufen – wie wir selbst; er sei anfällig gewesen für Schmerzen und Ohnmacht – wie wir selbst; er sei den Schlägen und dem Tod nicht ausgewichen; er sei am Kreuz gestorben, die einen sagen mit einem verzweifelten Schrei auf den Lippen; die anderen, mit fast königlicher Geste. Aber dass er gehängt wurde und gestorben ist, sagen alle. Das ist nicht der natürliche Lauf der Dinge, dass ein Starker auf seine Stärke verzichtet und dass er Teilhaber des Menschenschicksals wird.

Ich wollte, wir würden einmal unseren Glauben an diese alte Geschichte und an den verlorengegangenen Gott vergessen. Ich wollte, dass wir uns einfach verwundern über das, was da erzählt wird. Ich wollte, man könnte die Geschichte zunächst von ganzem Herzen unglaublich und unglaubhaft finden. Der zu rasche Glaube kann die Verwunderung vertreiben. Der bedenkenlose und unverzögerte Glaube kann suggerieren, dies sein eine selbstverständliche und natürliche Geschichte. Glauben kann man später. Erst sollten man sich die Augen reiben über der unwahrscheinlichen Erzählung; eine Geschichte der Würde und der Schönheit Gottes. Unverwundbare Götter, die nicht bluten können, sind nicht zu bewundern. Die Starken, die gierig auf ihrer Stärke bestehen, sind nicht schön, sie sind gewöhnlich, wie alle Kraftprotze. Wer die fremden Schmerzen nicht zu seinen eigenen machen kann, ist nicht schön, er ist wie alle anderen. Diese Geschichte des verlorenen Gottes schön zu finden, ist vermutlich die erste und nicht überspringbare Stufe dazu, sie zu glauben, sich in sie zu stürzen und sie nicht mehr loszulassen.

Unsere Sprache zerbricht vor dieser Unsäglichkeit. Darum kann die Geschichte jenes maskierten Gottes nicht erklärt und aufgeschlüsselt werden. Man kann mit Erklärungen ihr Geheimnis entweihen, indem man es lüftet. Eine zweifelhafte Erklärung sagt, die Schuld der Menschen habe vor Gott nur gesühnt werden können durch das Blut und den Tod seines eigenen Sohnes. Nein, Blut nützt nichts. Kein Tod ist gut, der den Menschen gewaltsam aufgepresst wird, auch nicht der Tod jenes Gerechten.

Das Sühnopfer Christi:

In meiner Arbeit mit Pfarrern und Pfarrerinnen habe ich diese gerne gefragt: Welche Lieder lasst ihr in euren Gottesdiensten gerne singen, welche vermeidet ihr? Streit gab es immer über die Passionslieder, die das Opfer und den Sühnetod Christi besangen. „Du großer Schmerzensmann, vom Vater so geschlagen“ fand wenig Gnade, ebenso wenig „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“. Gelegentlich wurde auch „O Haupt voll Blut und Wunden“, das Lieblingslied von Dorothee Sölle, gestrichen. Ich teile diese Kritik nicht, aber ich verstehe sie. In der Auslegungsgeschichte hat der Gedanke des Sühnopfers eine fatale

Vorrangigkeit erhalten, vor allem in der Satisfaktionstheorie des Anselm von Canterbury. Zusammengefasst sagt sie dies: Die Sünde des Menschen hat Gott unendlich verletzt. Die Größe der Sünde besteht darin, dass sie sich gegen den unendlich großen Gott richtet. Die Unendlichkeit dieser Schuld kann nur durch ein unendliches Opfer gesühnt werden. Gott gibt seinen eigenen Sohn her, um die durch Menschen nicht zu sühnende Tat zu sühnen. In dieser Theorie werden das Leiden, das Blut und der Tod Christi verzweckt zur Sühnetat. Wir können uns die Frage nicht ersparen: Was ist das für ein Gott, der, gefangen in seiner furchtbaren Größe, auf dem Tod des eigenen Sohnes besteht, damit er die Welt mit sich versöhnen kann? Wollen wir diese Liebe, mit der „er uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Sühne für unsere Sünden“ (1 Johannes 4,10)? Kann ein Tod dem Leben dienen? Was ist gut am Tode Christi? Nein! Kein Tod ist gut, der dem Menschen gewaltsam aufgepresst wird, auch nicht der Tod jenes Gerechten, dessen sich die Christen in der Passionszeit erinnern.

Soweit also teile ich die Kritik an der Sühnetheologie. Aber ich höre nicht auf, vom Opfertod Christi zu sprechen. Gut ist kein Tod, das ist wahr. Aber gut ist die Güte. Gut ist die Leidenschaft jenes Gottes, versteckt in Christus, der dort sein will, wo das Leben geschändet wird; wo Menschen in ihrer Schwäche und Schuld ertrinken und wo der Tod sie zeichnet, ehe sie geboren sind. Ein geschwisterlicher Gott kann nur der sein, der in unsere eigene Endlichkeit gefallen ist. Die Erinnerung an die Passion dieses Gottessohnes, der sich nicht vertreiben lässt aus unseren Toden, steht im Zentrum des Christentums; damit die Erinnerung, an die Tode, die er weiterstirbt in den verhungerten Kindern, in den geschändeten Frauen und in allen Niederlagen des Lebens. Christi Heilstat besteht nicht in einem großen Tauschhandel zwischen ihm und jenem unversöhnten Gott: Blut für Versöhnung! Gott hat sich nicht mehr trennen lassen von unseren eigenen Schicksalen, wie die Liebe sich nicht trennen lässt vom Geschick der Geliebten. Er opfert sich mit seinem Leben und seinem Tod in unser Leben und in unseren Tod. Es ist wahr, man kann Blut zu einem Heilmittel verzwecken, wie es geschehen ist in unserer Tradition. Unser Heil ist die Solidarität Gottes, die er durchhält bis zum bittersten Ende, bis zum schmachlichsten Tod am Galgen. Der verborgene Gott ist kenntlich geworden im Schicksal jenes Menschen aus Nazareth. Ich lese mich mit meiner Schwäche, mit meinen eigenen Wunden und mit meiner Schuld in die Vollkommenheit seiner Güte hinein, die ihr letztes Zeichen gefunden hat im Tod, den er gestorben ist. Ich kann leichten Herzens singen, dass ich getragen und geborgen bin in diesem Tod, in dieser grossen Selbstaufgabe Gottes. Ich kann singen „Nun, was du, Herr, erduldet, ist alles meine Last“. Ich stürze mich darin in einen Anfang, der gemacht ist, vor allen meinen eigenen Anfängen. Dies ist das Unmöglichste, was dem Glauben zugemutet ist, und es ist das Tröstlichste: Ich bin nicht gezwungen, nur der zu sein, der ich bin. Ich bin auch der, der gemeint war mit jener nicht weichenden Güte.

Wie in keiner anderen Religion spielen Opfer und Schmerz im Christentum eine Rolle. Wenn ich eine christliche Kirche betrete, sehe ich das Zeichen des „Schmerzensmannes“, das Kreuz. Es liegt daran, dass in dieser Tradition wie kaum in einer anderen Liebe und Schmerz zusammen gedacht werden. In der jüdischen wie in der christlichen Tradition wird Gott

zentral als Liebe aufgefasst. Es gibt aber keine Liebe ohne Schmerz, keine Güte ohne Opfer. Wer liebt und barmherzig ist, ob Gott oder Mensch, gibt sich her, bringt sich in Gefahr und im härtesten Fall bringt er sich ums Leben. Auch für Gott ist seine Barmherzigkeit nicht kostenlos und schmerzfrei. Keiner, der barmherzig ist, kommt ungeschoren davon, auch kein Gott. Barmherzigkeit und Opfer sind nicht zu trennen. Nein! Kein Opfer ist in sich gut oder gar wünschenswert. Kein Schmerz soll verklärt werden. Die Erinnerung an die Passion dieses Gottessohnes, der sich nicht vertreiben ließ aus unseren Toden, ist das Zentrum des Christentums. Ein Gott – für uns gestorben, an unserer Seite gestorben, in unser Schicksal hinein gestorben. Endlich ein Gott, dessen man sich nicht schämen muss!

Nichts ist in der gegenwärtigen Situation – ob in der Kirche oder außerhalb der Kirche – so fremd, so umstritten und so missdeutbar wie der Begriff des Opfers und des Leidens. „Ist es nicht das, was abzuschaffen oder zu vermeiden kein Preis zu hoch und keine Narkose gut genug ist?“, schreibt Dorothee Sölle. Und haben wir nicht recht damit, und hat die religiöse Tradition mit der Leidensverklärung nicht genug Unheil in die Welt gebracht? Ja, wir sind froh, dass wir diese Verklärung des Opfers überwunden haben. Wir sind dahinter gekommen, dass das Leiden und das Opfer sich selber nicht Ziel sein können. Wir lernen, dass Gott keine Opfer will, sondern Barmherzigkeit. Wir sind misstrauisch geworden gegen die Glücksverbote in der Religion. Und trotzdem: gibt es einen einzigen ernst zu nehmenden spirituellen Entwurf, der absieht von der Notwendigkeit der Selbstentäußerung, der Hingabe und des Opfers, die immer mit Schmerz und Leiden verbunden sind? Christus, für uns gestorben – ich berge mich in die Wärme dieses Satzes. Wer sagt denn, dass ich ihn ganz verstehen muss?

Zögernd nähere ich mich noch einmal dem Sühnegedanken und nehme dabei Überlegungen des katholischen Theologen Klaus Mertes auf. (Sein Leben hingeben. Suizid, Martyrium und der Tod Jesu, Würzburg 2010) Sühne ist eines der Wörter, die die Würde des Täters nennen. Nicht nur das Opfer hat seine (verletzte) Würde, sondern auch der Täter behält sie trotz seiner Tat. „Der Täter steht nicht als Nichts vor seinem Opfer.“ (Mertes) ER bleibt im Versöhnungsprozess handelndes Subjekt, und damit ist die Sühne, die er zu leisten hat, mehr als Strafe für seine Schuld. Mertes nennt es die Gnade des Schuldigen, an seiner Versöhnung mitwirken zu können. Kann man aber die Schuld eines anderen sühnen; kann man stellvertretend sühnen? Zugehörigkeit und Liebe ermöglichen Stellvertretung. Christus war ein Mensch wie wir (Zugehörigkeit), er war das lebendige Zeichen der Güte Gottes (Liebe). Wir sind in seinen Tod getauft, sagt Paulus in einem wundervollen Bild (Römer 6, 3), getragen, verborgen und geborgen in jener letzten Güte. Warum soll ich diese Wahrheit nicht mit dem Bild „Sühne“ umspielen dürfen?

Ein grundsätzlicher Gedanke zum Umgang mit unseren Traditionen. Ich bin gerne Gast in fremden Häusern und esse gerne Speisen, die nicht nach meinem Kochbuch gekocht sind. Manche schmecken mir, manche bleiben mir fremd. Aber auch in jenen, die mir fremd bleiben, spüre ich den Eifer und die Freundschaft der Köche. So ist es auch im Gasthaus meiner Kirche. Es werden da Speisen und Getränke serviert, die meinem Geschmack

entsprechen. Aber vieles bleibt mir fremd, und so würde ich selbst nicht kochen, oder weniger kulinarisch gesagt: Im alten und weiträumigen Haus meiner Kirche stoße ich auf Bräuche, Lieder, Texte und Auslegungen, die ich liebe und die ich als die Meinen annehmen kann. Ich stoße auf andere, die mir ungeläufig sind und die ich lieber übersehe. So ist das im verwinkelten und alten Haus der Kirche. Wer in einem solchen Haus mit seinen alten Traditionen wohnt, muss bewandert sein in der Kunst, durch die Form und Formulierung hindurch den Geist der Sache zu entdecken. Es kann ja sein, dass meine Toten und lebenden Geschwister in verschiedenen Formulierungen die eine richtige Sache meinen. Der Heilige Geist spricht Dialekte. Er spricht nicht nur die eine korrekte und kirchlich approbierte Hochsprache. Unsere Überlieferungen sind Bekenntnisse. Jedes Bekenntnis aber ist abhängig vom Bekenner, von seiner Zeit und seinen Interessen. In unsere Aussagen über Christus sind unsere Leiden, unsere Wünsche und unsere Ängste eingewickelt. Das macht die Verschiedenartigkeit und die Lebendigkeit eines Bekenntnisses aus. So gab es von Anfang an nicht die eine Christologie, sondern eine Pluralität von höchst unterschiedlichen Auffassungen von Person und Werk Christi. „Wer sagt denn ihr, dass ich sei?“, fragt Jesus seine Jünger (Matthäus 16, 15). Diese Frage und die Antworten darauf bestimmen die Geschichte des Christentums vom Anfang bis heute

Ein Liebeslied: Ein Lied singen oder es zu interpretieren, heißt etwas von sich selber dazu tun. Auf diese Weise wird man heimisch in dem Lied. **O Haupt voll Blut und Wunden** und vor allem die beiden letzten Strophen **Wenn ich einmal soll scheiden** und **Erscheine mir zum Schilde** habe ich am Sterbebett meiner Frau gesungen. Sie selber hat es gesungen, als sie vom Tod ihres Bruders hörte. So wurden wir heimisch in diesem Lied, und keine theologischen Bedenken konnten uns davon abhalten, es zu lieben und zu singen.

Es gab im Mittelalter als eine Frömmigkeitspraxis die Verehrung der einzelnen Glieder Christi. Die Füße des Gekreuzigten, seine Knie, seine Hände und seine Seite wurden besungen und schließlich auch sein Haupt. In meditativer Versenkung erinnerten sich die Gläubigen des Leidens Christi. Gerhardts Lied führt diese Praxis fort, und zwar dichtet er es nach der lateinischen Vorlage des **Salve caput cruentatum** des Arnold von Leuven (1200-1250). Auch Gerhard sieht sich in den ersten drei Strophen hinein in das Leiden Christi. Er sieht Das Haupt von Dornen zerschunden, er sieht das Angesicht, **so schändlich zugericht**; er sieht, wie die Farbe der Lippen verschwunden ist vor **des blassen Todes Macht**. Er will nicht von ihm gehen, wenn ihm **das Herze bricht**.

Das Mitleid ist nicht alles. Gerhard beschreibt als Grund des Leidens die Menschenschuld. Nein, das ist zu theologisch und abstrakt formuliert. Er sagt **Ich**, und er erkennt seine Schuld als Ursache des Leidens Christi: **Nun, was du, Herr, erduldet, ist alles meine Last. Ich hab es selbst verschuldet, was du getragen hast.**

Die Erkenntnis der Menschenschuld ist nicht alles. In Christi Leiden findet er sein Heil, und so dankt er ihm von Herzen für seines **Todes Schmerzen**. Er dient zu seiner Freude, und er findet sich selber geborgen in jenem Tod. Und schließlich wird ihn das Bild jenes Leidenden selbst aus den Todesängsten reißen, wenn ihm **am allerbängsten wird um das Herze sein**.

Vielen Christen ist diese Sühnetheologie fremd, und man kann diese Fremdheit nicht so leicht aufheben. Mich versöhnt die Stimmung dieses Liedes. Sie ist nicht dunkel, es ist beinahe ein Liebeslied. Es singt, dass Christi Mund ihn gelobt hat mit **süßer Kost**. Sind es die Küsse Christi? Der Sänger will Christus fassen **in Arm und Schoß**, wie es ein Liebender tut. Viele Lieder von Gerhard enthalten erotische Anspielungen. Vielleicht hatte Gerhard sogar das Hohelied Salomos im Sinn, jene große Liebesdichtung im Alten Testament. Da besingt die Liebende das Haupt des Geliebten, das aus feinstem Gold ist. Sie besingt seine Augen und seine Wangen, wie Paul Gerhard es tut. Sie besingt seine Lippen, die wie Rosen sind. Er erlebt die Leiden Christi nicht als ein furchtgeschüttelter Sünder, sondern als Liebender.

Es kann sein, dass wir das Leiden Christi nicht mehr so zweckhaft und juristisch formulieren, wie es die alte Sühnetheologie getan hat. Aber welch ein zärtlicher Gedanke: Gott bleibt angesichts der Leiden, der Schuld und der Tode der Menschen nicht in kühler und überlegener Distanz. Er verhüllt sich in Christus in unser eigenes Schicksal. Sein Haupt ist voll Blut und Wunden wie das von so vielen Menschen. Sein Augenlicht wird schändlich zugerichtet wie das von vielen Menschen, und seine Lippen werden blass wie die von allen Toten. Nein, Blut erlöst nichts. Kein Tod ist gut, auch nicht der Tod des Gerechten. Gut aber ist die Güte, die nicht aus unseren Menschenschicksalen weicht, sondern sie teilt bis zum letzten Atemzug.